

Die Nacht, die alle Nächte weicht

Von Walter Kern SJ, Pullach bei München

Sisyphos versucht einen immer wieder zurückrollenden Stein auf einen Gipfel zu wälzen: Er tut immer dasselbe. Ein vergebliches Tun.

Im Mythos von Sisyphos verdichtet sich die letzte Aussage des antiken Denkens über den Sinn des Weltgeschehens: Weltzyklus folgt auf Weltzyklus in ewiger Wiederkehr einunddesselben. Nichts Neues unter der Sonne. Der Sinn der Geschichte entleert sich in Sinnlosigkeit. Die Weltgeschichte ist Sisyphos im Großen.

Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus hat den Kreislauf der antikeidnischen Weltanschauung aufgebrochen in eine Linie, die in unwiederholbarem Verlauf geradewegs hingespant ist auf ein zeitliches Ende und auf die ewige Vollendung. Christus ist das Neue, das alles neu macht. Einmalig und endgültig. Die Welt ist erlöst von vergeblicher Wiederholung.

Im Mythos von Sisyphos verdichtet sich auch das Lebensgefühl des heutigen Menschen. Es scheint, jeder Mensch, nicht nur der Heide der Antike, sei Sisyphos im Kleinen. „Aufstehen, Straßenbahn, vier Stunden Büro oder Fabrik, Essen, Straßenbahn, vier Stunden Arbeit, Essen, Schlafen; Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, immer derselbe Rhythmus — das ist sehr lange ein bequemer Weg. Eines Tages aber steht das ‚Warum‘ da, und mit diesem Überdruß, in den sich Erstaunen mischt, fängt alles an . . . Der Überdruß ist das Ende eines mechanischen Lebens¹.“ Ein Mann hat sich eines Tages ausgerechnet, daß er bereits, sagen wir, achtzehntausendund-siebenundsechzigmal aufgestanden sei morgens, um sich anzuziehen, und ebensooft abends sich ausgezogen habe, um schlafen zu gehen — und er beschloß, diesem Leben vergeblicher Wiederholung auf seine Weise ein Ende zu machen, welchen Beschluß er auch tatsächlich ausgeführt hat.

Hat Jesus Christus wie die Weltgeschichte, so auch das Lebensgeschick des einzelnen Menschen erlöst von dem Sisyphoslos der Wiederholung stets desselben? Ist nicht vielmehr die Erfahrung vergeblicher Alltäglichkeit die Lebenserfahrung auch des Christen, auch unsere Lebenserfahrung geblieben? Ist es dann aber glaubwürdig, daß die Menschwerdung Gottes den Schicksalskreis der großen Welt aufbrach, wenn davon im Kreislauf unserer kleinen Menschentage nichts zu spüren ist? Wir müssen die Frage auf uns zutreiben: Verrät unsere Alltagserfahrung der Vergeblichkeit einen Mangel an lebendigem christlichem Bewußtsein, oder aber ist sie unser Los auch angesichts des

¹ Albert Camus, *Der Mythos von Sisyphos*. Ein Versuch über das Absurde. Hamburg 1959, 16.

einmalig neuen Geheimnisses der Weihnacht, ja vielleicht gerade seit der Nacht, in der Gott Mensch geworden ist? Da Jesus nach einer alten theologischen Überlieferung nichts erlöst hat, was er nicht zuvor selbst angenommen und getragen hat, wird uns am ehesten sein eigenes Leben auf diese Fragen eine gültige Antwort geben.

Welches war denn seine Alltagserfahrung? Von dem Engelgesang über dem Schafstall von Bethlehem hat das Neugeborene ganz gewiß nichts vernommen. Es tat, was alle Kinder tun: es schlief und nahm Nahrung und schlief wieder, um bald von neuem nach der Mutter zu schreien. Immer das gleiche. Die Aufregungen des ägyptischen Exils sind kaum in das Dämmerdasein des Kleinkindes vorgedrungen. Nazareth dauerte für das Kind, den Jungen, den Mann Jesus beiläufig dreißig Jahre, etwas weniger oder etwas mehr. Und Nazareth bedeutete für Jesus, wie für jeden anderen Bewohner: ein abgelegenes Dorf, Regenzeiten und dürre Zeiten, ein monotoner Tagesablauf, karge Nahrung, primitive Handarbeit (außer am Sabbat), sehr schlichte Gottesdienste, Verwandte und Bekannte, immer dieselben, die sich miteinander unterhielten, über ewig dieselben Dinge. *Ein* Tag steigt allerdings für unsere Kenntnisse steil aus diesen Jahren auf: der Zwölfjährige erlebt im Tempel von Jerusalem, daß Gottes Hand auf ihm liegt. Dieses Erlebnis bricht aber ebenso steil wieder ab in die Gewöhnlichkeit des Alltags hinein. Die Eltern Jesu verstanden es nicht. Was noch zu berichten wäre, sind eben all die Ereignisse, die ein durchschnittliches Menschenleben ausmachen. Die Dorfgenossern vermögen Jesus entgegen der sonstigen öffentlichen Meinung nichts Besonderes zuzuerkennen. So sehr war er gewesen wie seine „Brüder und Schwestern“ (vgl. Mk 6, 1—6; Lk 4, 16—30).

Gewiß geschieht das öffentliche Wirken Jesu auf einer neuen, höheren Ebene. Aber was an Augenfälligem und Wunderbarem aus dieser Zeit von den Evangelien berichtet wird, füllt nur wenige Wochen. Vor allem: es stellt die stets erneute, aber immer gleiche Mühe dar, das Volk für die neue Botschaft zu gewinnen, die Menschen zu einer wirksamen Umkehr zu bringen; und sie war vergeblich. Wir hören nicht, daß es viel zu lachen gab in dieser Zeit. Es gab die Tempelreinigung, den ewigen Streit mit den Pharisäern, das kaum noch erträgliche Sich-Abgeben mit einem „ungläubigen und verkehrten Geschlecht“ (Mt 17, 17), mehrfache Zurechtweisungen der eigenen, verständnislosen Gefolgsleute. Auf außergewöhnliche Weise, mit dem éclat der Sensation, sich durchzusetzen, hatte Jesus als die satanische Versuchung seines Lebens von sich gewiesen (Mt 4, 1—11 par), und er hielt diese Absage durch bis in den Ekel der verlassensten Stunde, in den Schauer vor der Vergeblichkeit seines Daseins (Mk 14, 32—42 par; vgl. Lk 4, 13). Das Leidensgeschehen erscheint in dieser Sicht wie ein Schlußpunkt hinter der langen Kette der Vergeblichkeit, der diese nur beendet, um sie endgültig zu machen. Der Kreuzestod erscheint wie die Vergeblichkeit als solche.

Die alte geistliche Tradition sieht hinter der Krippe das Kreuz aufragen. Die erste Nacht des Neugeborenen schließt in sich alle Nächte und Tage Jesu in Nazareth und anderswo.

Das Schicksal Jesu von Nazareth ist das Schicksal des Menschen auf dieser Erde. Des Menschen im Rad der Geburt und des Todes. Des Menschen, der von der ersten Lebensstunde an bis zur letzten den Atem einzieht und den Atem ausstößt, immer wieder, ungezählte Male — *et crescens et senescens*, wachsend und alt werdend. Des Menschen, der liebt und leidet, wie eh und je. Des Menschen in der Mühle der Vergewichlichkeit, die nichts mahlt — als den Menschen selber.

Und doch steht da am Ende dieses Lebens ein Wort, das uns aufhören läßt, ein Wort, das dieses ganze Leben der Vergewichlichkeit in eine andere Dimension hinaufhebt und damit zugleich in ein Einmaliges, Bleibendes, Ewiges wandelt. Es steht bei Lukas. Im Sterben, im Hinabsinken in das Dunkel sagt Jesus mit letzter Kraft, aber mit vollem Bewußtsein: „Es ist vollbracht“ (Lk 23, 30). Das ist mehr als das befreiende Gefühl, bald von allen Leiden und Schmerzen erlöst zu sein. Hier äußert sich vielmehr, wie im kurzen Aufleuchten eines Lichtes zur Nachtzeit, das erhellende Bewußtsein, das Eigentliche, das ihn in diese Welt geführt, durchgestanden zu haben, die Liebe nämlich, die sein ganzes Leben trug und die aus seinem Innersten immer wieder ausbrach, jene Liebe bis zum Äußersten, die ihn vor allem in den Tagen der Passion erfüllte und aufrecht hielt (Joh 13, 1; 15, 13). Nicht als sei dadurch die Vergewichlichkeit seines Lebens einfach aufgehoben. Das ist sie nicht. Aber im liebenden Erleiden eben dieser Vergewichlichkeit, des Nicht-ändern-Könnens dieser Welt des Wachsens und Wiedervergehens, des Aufbaus und Wiederzerstörtwerdens, überwindet er das alles einebnende Gesetz der Vergewichlichkeit, das den kreatürlichen Menschen und seine Erde als Folge der Sünde so beschwert, durchbricht er den Kreis des immer zu Wiederholenden, zündet er ein Licht an mitten in der Nacht, zum erstenmal in der Nacht seiner Geburt, vollkommen und endgültig in der Nacht seines Sterbens.

An dieser Tat nimmt auch der Christ teil. Die Außenseite unseres Lebens behält allerdings wie bei Jesus das Stigma der Mühsal, der scheinbaren Sinnlosigkeit und Vergewichlichkeit. Der Tag steigt auf, versinkt, und die Nacht bricht herein, im ewig gleichen Rhythmus. Der Mensch reift zum Manne heran, um die eben begonnene Arbeit wieder niederzulegen, er plant über Jahre, um sich am Ende zu gestehen, daß im Grunde nicht das ausgeführt wurde, was ihm vorschwebte, oder daß sogar alles wieder zerrann. Die Sünde tut ihr Übriges hinzu. Aus diesem Zirkel gibt es kein Entrinnen. Jeder hat das Schicksal des menschlichen Lebens auf seine Weise zu tragen, zu erleiden. Aber seitdem der Mensch weiß, daß Gott das Leben der Gewöhnlichkeit, Alltäglichkeit und Vergewichlichkeit mit ihm teilt und eben darin seine Liebe ihm

erweist, gewinnt dieses Leben einen neuen Sinn. Es begann in der Heiligen Nacht. Das Dunkel dieser Nacht, das Gott verschlang, wird von der Lichtglut der göttlichen Mitte aufgezehrt. Die äußere Sinnlosigkeit, in die Gott einging, wird innigst Sinn. Die Einsamkeit, die Gott durchsteht, gebiert fruchtbare Gemeinschaft. Die menschliche Vergeblichkeit, die Gott erträgt, wird göttlich wirksam. Die göttliche Wirksamkeit, die im Inneren der Welt am Werk ist, wurde wirksam durch die Lebens- und Leidenserfahrung Jesu Christi, und sie will auch durch alle vergebliche und schmerzliche Äußerlichkeit unseres menschlichen Erfahrens und Erleidens wirken. So wie das Leben Christi zum Wirkfeld und Werkzeug des sich entäußernden liebenden Gottes geworden ist, so vermag nun auch der Mensch unter dem Anruf und in der Kraft des menschengewordenen Gottessohnes in aller Monotonie und Vergeblichkeit dieser Zeit ein Liebender zu sein, seine Liebe durchzuhalten und immer mehr zu einem Liebenden zu werden. „Mag auch der äußere Mensch aufgerieben werden, so wird doch der innere von Tag zu Tag neu“ (2 Kor 4, 16). Wer hätte nicht schon einmal an einem Sterbebett gestanden und gesehen, wie unter der Hülle letzter Vergeblichkeit eine innere Gestalt sichtbar wird, die gereifte Gestalt eines Liebenden, die in sich gerundet ist und nichts mehr von der Vergeblichkeit dieses zeitlichen Lebens an sich hat.

Sisyphos ein jeder von uns und doch nicht mehr Sisyphos. Weil Gott da ist. Man könnte fragen: Wie sollen wir die unfeierliche Nacht, in der Gott in das unfeierliche Dasein des Menschen einging — feiern? Ist Feststimmung diesem Geheimnis gemäß? — Sie ist es! Die Heilige Nacht gibt uns den Blick frei auf den Gipfel, auf den Gott in Jesus Christus ein für alle Male den Stein hinaufgewälzt hat, den wir jeden Tag von neuem und (scheinbar) vergeblich hinaufzuwälzen versuchen. Christus hat unsere Vergeblichkeit erlöst, indem er sie annahm, so wie sie ist. Eines allerdings ist not: daß auch wir die Gewöhnlichkeit und Vergeblichkeit seines Daseins aufsuchen, so wie die Hirten und die Magier, und ihn selbst, Jesus, unsern Erlöser und Gott darin finden. Dem Glaubenden ist sein Dunkel nicht finster und seine Nacht leuchtet ihm wie der Tag (Ps 139, 12). Und wenn uns einmal die Vergeblichkeit seiner Krippen- und Kreuzesnacht erschrecken sollte, so daß auch wir mit den Jüngern sprächen: „Wir hatten (auf ihn) gehofft“, und die Verzagtheit uns übermannte, dann wird er uns wieder seinen Engel mitten in die Nacht hinschicken, der die Botschaft wiederholte: „Seht, ich verkünde euch eine große Freude! Heute ist euch der Heiland geboren worden, Christus, der Herr!“, oder er wird uns selbst begegnen und unseren verstockten Sinn für das Geheimnis seiner Nacht aufschließen, so daß auch wir sprechen müßten: „Brannte nicht unser Herz, als er bei uns war?“

O selige Nacht, die uns einen Erlöser schenkte, der alle unsere Nächte auf sich nahm und weihte!